



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

∴ Goethe und Gustchen Stolberg.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Auffassung beider. Wenn bloßer Schematismus und falsche Analogien eine Wissenschaft fördern könnten, dann wäre durch die hier besprochenen Werke der Socialistik allerdings eine neue Wendung gegeben. Einen „Wendepunkt“ dürften wohl Bemühungen nach der Art Schöffles bezeichnen, nur leider einen solchen, der die Wissenschaft in eine neue Auflage der Scholastik führen würde. Früher waren es die Syllogismen, in welche alles eingeschnürt, und in welchen alles ertödtet wurde; jetzt sollen es die mathematischen und naturwissenschaftlichen Schemata sein. Die Nationalökonomie läßt sich aber nicht so leicht einzwängen und ertödtet, weil sie mit dem frischen Leben und der materiellen Existenz der Völker in zu enger Beziehung steht. Die Verbrämung von Theorien vollends mit religiösen Speculationen und christlichen Glaubenssätzen mag für manchen etwas bestechendes haben; zur Sache gehören diese Dinge aber nicht und schaffen uns auch keine neuen Einsichten in die verwickelten Verhältnisse des wirthschaftlichen und socialen Lebens.



## Goethe und Gustchen Stolberg.



unter die Büchlein, die bisher in keines Goethesfreundes oder Goethesammlers Bibliothek fehlen durften, gehörten auch „Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff,“ die, von A. von Vinzer herausgegeben, 1839 in dem Taschenbuche „Urania“ und gleichzeitig in einer Separatausgabe (Leipzig, Brockhaus) erschienen waren. Im Buchhandel war das Büchlein längst vergriffen, und die Antiquare, die in dergleichen Dingen eine immer bedrohlicher werdende Sachkenntniß entwickeln, richteten, wenn ja einmal ein Exemplar davon auftauchte, ihre Forderung darnach ein. Vor wenigen Wochen hat nun die Verlagshandlung eine neue Ausgabe der Briefe veranstaltet — nach einundvierzig Jahren eine zweite Auflage, gewiß ein seltener Fall!\*) Die Antiquare brauchen ob dieses Ereignisses keine Thränen zu vergießen,

\*) Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff. Zweite Auflage. Mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881.

denn die editio princeps wird nun als solche erst recht im Werthe steigen. Was für ein Goethesammler wäre das, der sich nicht darauf versteifte, von nun an beide Ausgaben zu besitzen? Die erste muß er haben, weil — nun weil er sie eben haben muß, die zweite, weil der neue Herausgeber, Prof. Wilhelm Arndt in Leipzig, die Briefe nochmals sorgfältig mit den Originalen verglichen, eine interessante Einleitung vorausgeschickt und einen fleißigen, das Verständniß der Briefe bis in die kleinsten Falten und Winkel hinein eröffnenden Commentar beigegeben hat.\*) Welche Fortschritte unsere Kenntniß von Goethes Leben, vor allem von seinem Jugendleben, in neuerer Zeit gemacht hat, wie großen Dank wir vor allem Hirzels „Jungem Goethe“ und G. v. Voepers musterhaftem Commentar zu „Dichtung und Wahrheit“ schulden, das wird uns wieder recht zu Gemüthe geführt, wenn wir vergleichen, was seiner Zeit der treffliche Vinzer zur Erklärung der vorliegenden Briefe bieten konnte, und was uns jetzt statt dessen Prof. Arndt auf Grund umsichtigster Benutzung der Goetheliteratur spendet.

Auguste Luise Gräfin Stolberg war die jüngere Schwester der beiden Dichter Christian und Friedrich Leopold Stolberg. Sie war am 7. Januar 1753 wahrscheinlich in dem Flecken Bramstedt in der Amtsmannschaft Segeberg in Holstein geboren. Der Vater, Graf Christian Günther, dessen Wiege in Stolberg im Harz gestanden hatte, war, durch die dänische Königin Sophie Magdalene veranlaßt, in dänische Dienste getreten und hatte die Stelle des Obervorstehers der genannten Amtsmannschaft übernommen. Seine Ehe mit Friederike Christiane geborne Gräfin zu Castell-Remlingen war reich mit Kindern gesegnet; sechs Söhne und fünf Töchter entsproßten ihr. Christian (geb. den 15. October 1748) und Friedrich Leopold (geb. den 7. November 1750) waren das zweite und dritte, Auguste das fünfte Kind. Frühzeitig verloren die Kinder ihren Vater. Im Jahre 1756 ernannte ihn die inzwischen verwitwete dänische Königin zu ihrem Hofmarschall, und die Familie siedelte nach Kopenhagen über. Aber bereits am 22. Juni 1756 starb der Graf, fern von der Heimat und den Seinen, in Aachen, in dessen Bädern er Genesung gesucht, und die Witve lebte von nun an mit ihren Kindern auf dem Gute Ronsstedt, welches die Königin ihr geschenkt hatte. 1771, nach dem Sturze des Ministers Bernstorff, wandte sich die Gräfin nach Altona, kehrte aber Ende 1773 leidend nach Kopenhagen zurück und starb dort am 20. December desselben Jahres. Auguste lebte seit dem Tode der Mutter als Stiftsdame in Uetersen in der Nähe von Hamburg; von hier aus eröffnete sie 1775 die Correspondenz mit Goethe.

\*) Wiederholungen, wie S. XVI. und 107 über Augustens Krankheit oder S. XXV und 89 über den Briefwechsel zwischen Goethe und den Brüdern Stolberg, waren bei dem leicht zu übersehenden Umfange des Büchleins wohl unnöthig.

In dem gastfreien elterlichen Hause hatten die bedeutendsten Männer des damaligen Dänemarks verkehrt. Vor allem hatte Klopstock auf die Eltern wie auf die Kinder großen und wohlthätigen Einfluß geübt; „nach dem frühen Tode des Vaters war er der treueste Beirath der Mutter, und die beiden ältesten Söhne haben es ihm zu danken gehabt, daß er sie auf strenge, gewissenhafte Arbeit hinwies, wie er zugleich in ihnen den schlummernden Funken der Dichtung weckte und nährte.“ Im übrigen fließen die Nachrichten über die Jugendjahre Augustens — oder Gustchens, wie sie von allen Geschwistern und Freunden sich gern nennen hörte — spärlich. Die erhaltenen Briefe der Brüder sind meistens nicht an sie, sondern an die beiden ältern Schwestern gerichtet, und ihre eignen Jugendbriefe an Goethe sind sämmtlich verloren. Doch genügen die erhaltenen Zeugnisse, um ihr Bild wenigstens in seinen Hauptzügen festzustellen.

Gustchen war klein von Statur. Ihr „blaues, schmachtendes Aug“ erwähnt der Bruder Christian in einer 1773 an sie gerichteten Ode, und Goethe dankt ihr 1775 für ihre Silhouette mit den Worten: „Wie ist mein und meines Bruder Lavaters Physiognomischer Glaube wieder bestätigt. Diese reine sinnende Stirn diese süsse Festigkeit der Nase, diese liebe Lippe dieses gewisse Kinn, der Adel des ganzen! Danke meine Liebe dancke.“ Ihre Gesundheit war in der Jugend überaus zart. Sie litt häufig am Fieber, hatte auch wiederholt andere heftige Krankheiten zu bestehen, die sie jedesmal an den Rand des Grabes brachten. Daraus entstand wohl bei ihr ein gewisser Hang, sich zurückzuziehen; Christian bezeichnet sie in einem Briefe als die „kleine Einsteidlerin.“ Waren aber die Anfälle vorüber, so war sie wieder das heitere, liebenswürdige Mädchen, das die einfachen Freuden, die das Leben ihr bot, vor allem wohl die Schönheiten der heimatlichen Natur, mit vollen Zügen genoß und wie ihre Brüder für das Vaterland und für Klopstock schwärmte.

Zwei ziemlich abgelegene Zeugnisse über sie, die W. Arndt aufgespürt hat, sind höchst merkwürdig. Martin Miller, der bekannte Genof des Göttinger Hains, der Dichter des „Siegwart“, der die beiden Stolberg und ihre Schwester 1775 persönlich kennen gelernt hatte, veröffentlichte 1778—1780 einen vierbändigen Roman in Briefen: „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau.“ In diesem werden neben andern lebenden Personen auch die beiden Grafen und ihre Schwester handelnd eingeführt. Der Held des Romans, Karl von Burgheim, hat den Stolbergen — so wird fingirt — auf ihrer mit Goethe gemeinsam unternommenen Schweizerreise (1775) begegnet. Ueber Gustchen aber schreibt Gräfin Julie von Bernstorff an Friederike von Burgheim, die Schwester Karls, unter dem fingirten Datum 8. Januar 1776: „Der wichtigste Schatz, den ich in Hamburg gefunden habe, ist die Freundschaft, die mir die Gräfin Stolberg, eine

Schwester von denen vortreflichen Grafen, mit welchen Ihr Herr Bruder ge= reist ist, geschenkt hat, und mit der ich verwandt bin durch meinen Grafen. O meine Friederike, das ist ein Frauenzimmer, das Sie kennen sollten! In unserm Stande hab ich, auffer Ihnen und unsrer Emilie, noch kein Frauenzimmer kennen gelernt, das soviel wahres, unverdorbenes Gefühl, ein so ofnes Herz für alles Wahre und Gute, es mag seyn und herkommen, wo es will, besäße, das so ganz frey von Vorurtheilen aller Art, und besonders des Standes, wäre. Wir kannten uns im ersten Augenblick, und öfneten einander unser Herz. Wir steckten fast immer beysammen, und ich hätte gern alle Hamburgische Ergöpflich= keiten hingegeben um den Umgang mit dieser wahrhaftig edeln Seele. O wie bewunderte ich ihre Festigkeit, ihre starke, männliche Denkungsart bey so viel weib= lichem Reiz und so zarter Empfindung. Wie ungern trennte ich mich von meinem Gustchen (so heißt sie). Wir weinten Beyde bey dem Abschiedskuß. Ich wäre noch untröstlicher gewesen über den so frühen Verlust eines so theuren und so kurz genossenen Gutes, wenn sie mir nicht versprochen hätte, mich auf künf= tigen Frühling gewiß in Otterböck zu besuchen. Sie ist Stiftsdame in Uetters= sen, das nur eine Tagreise von hier liegt.“

Das zweite Zeugniß führt uns direct zu unserm Stoffe: es macht uns mit der Leidenschaft Gustchens, Briefe zu schreiben, bekannt. Die Brieffschreib= seligkeit war freilich ein charakteristischer Zug der ganzen Sturm= und Drang= zeit. Man schickte sich gegenseitig lange, tagebuchartige Aufzeichnungen, Briefe, an denen der Absender bisweilen wochenlang Tag für Tag ein paar Zeilen geschrieben, und die der Empfänger dann wiederum wochenlang im Kreise der Freunde von Hand zu Hand gehen ließ. Doch gab es auch solche, die in ganz besonderem Maße mit dieser Leidenschaft behaftet waren, und wiederum andere, die sich frei davon hielten und darüber spotteten. Zu den erstern gehörte Auguste Stolberg, zu den letztern Klopstock. In dem Buche von C. F. Gramer: „Klopstock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa“ (Hamburg, 1777) wird geschildert, wie die Materie des Brieffschreibens eine der gewöhn= lichsten des Klopstockschen Spottes sei, und wie besonders die Stolberge öfter deshalb herhalten mußten. „Das Brieffschreiben ist der ganzen Familie wie angebohren, besonders aber dem ältesten, und Augusta. Feder und Dinte! ist das erste, wornach der ruft, so bald er in ein Wirthshaus tritt. Zuhause, auf Reisen, wo es auch sey! Schreib ihnen, und du hast den ersten Posttag Ant= wort. Augusta — von Morgen bis in Abend laufen die Depeschen bey ihr ein, wie bey einem Staatsminister und werden sorgfältiger abgefertigt, als in einer Canzelley. Letzthin allegorisirten wir darüber. Wo ist nun die Gräfinn wieder? fragte Klopstock. — Oben. Schreibt Briefe. — Das ist wahr! Die Stolbergs! Sie liegen am Brieffschreiben recht krank darnieder. — Freyhlich, sagt

ich, es ist eine Krankheit zum Tode. — Kl. O! sie sind schon gestorben. — Ich. Und begraben darzu. — Kl. Was? Sie sind schon auferstanden. — Ich. Ey! Sie sind schon selig. — Kl. Ja nun kann ich nicht weiter. — Darauf kam sie herunter. Wir sprachen, sagt ich, eben zusammen von Ihrer Krankheit, Begräbnisse, Auferstehung und Seeligkeit. — Wie so? — Ja, gestehen Sie nur, sagte Klopstock, Ihr Brieffschreiben ist doch eine wahre Krankheit, eine Seuche, eine Schwachheit liebe Gräfinn. — Sie mögen aber doch wohl selbst gern Briefe haben? — Das mag ich wohl, sagte er. O das Brieflesen ist eine vortrefliche Sache; aber das Schreiben! Es ist eine Schwachheit, ein Fehler, sag ich, aber eine liebenswürdige Schwachheit! Wenn sich die Briefe selbst schreiben!“

Dieser „liebenswürdigen Schwachheit“ danken wir die kleine Reihe von Briefen Goethes an Auguste Stolberg. Durch ihren Bruder war die Gräfin schon 1773 mit den Genossen des Göttinger Hains bekannt geworden; mit Voie, mit Voss hat sie, wie wir wissen, damals Briefe gewechselt. Für ihre Freundschaft und ihren Briefwechsel mit Goethe aber wurde das Erscheinen von „Werthers Leiden“ (1774) der Anknüpfungspunkt. Zeit und Art der Anknüpfung lassen sich freilich nicht völlig aufklären. Goethe selbst erzählt im 18. Buche von „Dichtung und Wahrheit“, daß er durch das früheste Auftauchen seines Talents im „Göttinger Musenalmanach“ mit den beiden Grafen Stolberg in ein gar freundliches Verhältniß gerathen sei. Ein Briefwechsel zwischen ihnen scheint aber nicht vor dem Erscheinen des „Werther“ bestanden zu haben. Dann aber werden es die beiden Grafen gewesen sein, die den Faden anknüpften und die auch den brieflichen Verkehr Goethes mit Gustchen einleiteten. Goethe stand damals im 26. Jahre, Gustchen war 22 Jahre alt.

Die achtzehn Jugendbriefe Goethes an Auguste Stolberg, welche die vorliegende Sammlung umfaßt — die ersten neun davon haben auch in Hirzels „Jungem Goethe“ Aufnahme gefunden — fallen in die Zeit vom Januar 1775 bis zum März 1782. Wir dürfen annehmen, daß keiner fehlt, daß es alle sind, die Goethe in diesem Zeitraume überhaupt an sie geschrieben. Der erste Brief ist datirt vom 26. Januar 1775, ist aber, wie aus dem Wortlaute des Briefes selbst hervorgeht, schon acht Tage vorher begonnen, auch erst einige Tage nach dem Datum weggeschickt. Goethe wußte in diesem Briefe noch nicht, an wen er schrieb; die Adresse lautet: „Der theuern Ungenannten.“ Offenbar hatten die beiden Stolberg oder einer von beiden in ihrem letzten Briefe an Goethe ein nicht unterzeichnetes Briefchen ihrer Schwester beigelegt, und Goethe fügte seinerseits die Erwiederung wieder als Einschluß seiner Antwort an die Brüder bei. Dies Anonymitätsspiel wird auch noch im zweiten Briefe vom 13. Februar fortgesetzt; erst im dritten Briefe vom 7. und 10. März redet er Auguste mit ihrem Namen an. Natürlich ist es völlig unwahrscheinlich, daß

Goethe nicht von vorn herein geahnt haben sollte, wer ihm gegenüberstand. Die ersten acht Briefe vom Januar bis zum September 1775 sind übrigens theils von Frankfurt, theils von Offenbach aus, wo Goethe damals Lili wegen viel verkehrte, geschrieben; eine längere Pause bildet die Schweizerreise im Mai, Juni und Juli, die er unternahm, um zu versuchen, ob er sich den Banden Lili's werde entreißen können. Der neunte Brief führt uns nach Weimar; er ist am 8. October in Frankfurt abgebrochen, am 22. November in Weimar wieder aufgenommen. Die übrigen neun gehören den ersten Weimarer Jahren an und vertheilen sich auf die Zeit vom Februar 1776 bis zum März 1782.

Die Briefe aus Frankfurt und Offenbach gehören zu dem schönsten und zugleich seltsamsten, was wir von Goethischen Jugendbriefen haben; zu dem schönsten — denn es sind Stellen darin, wie sie nur der Dichter schreibt, Stellen, die geradezu Poesie sind, obwohl sie weder Reim noch Versmaß haben; zu dem seltsamsten — den all die leidenschaftliche Erregung und Ungebuld, das Abgerissene und Sprunghafte in Goethes damaligen Briefen tritt uns hier in fieberhafter Weise gesteigert entgegen; der Stil dieser Briefe läßt sich mit Worten kaum beschreiben. Er setzt sich hin, nimmt die Feder und scheint eine lebhaft Unterhaltung eröffnen zu wollen. Nachdem er drei, vier Zeilen aufs Papier geworfen, legt er die Feder weg, verabschiedet sich und geht. Er kommt zu dem angefangnen Blatte zurück „nach Tische“, am Abend, in der Nacht, am nächsten Tage, nach acht Tagen, läßt es wieder liegen und nimmt es wieder vor. Dabei eine beklommene Unruhe des Ausdruckes — die kurzen Sätzchen, die Ausrufezeichen und Gedankenstriche versetzen einem bald den Athem. Wie oft kehren solche Wendungen wieder, wie: „Ich kann nicht weiter schreiben“ oder „Was soll ich Ihnen sagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zustand nicht ganz sagen kann“ oder „Warum sag ich Dir nicht alles — Beste — Geduld Geduld hab mit mir!“ oder „Was sag ich! — o beste wie wollen wir Ausdrücke finden für das was wir fühlen!“ oder „Dürft ich, könnt ich alles sagen!“ Und er weiß, daß er so schreibt. Gleich im ersten Briefe entschuldigt er vor der theuern Ungenannten „diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck“, im zweiten spottet er selbst, daß er ihr im vorigen „einige dumpfe tiefe Gefühle vorgestolpert“ habe.

Zum guten Theil ist diese Unruhe die Folge der Herzensbedrängniß, welche dem Dichter vom December 1774 bis in den October 1775 sein Verhältniß zu Lili (Elise Schönemann) bereitete, dessen Verlauf in den Briefen an Gustchen sich verhältnißmäßig am deutlichsten abspiegelt, so, daß sie für die Geschichte dieser schmerzlichen Liebe neben Goethes eigner Darstellung in den letzten Büchern von „Dichtung und Wahrheit“ eine wichtige Quelle bilden. Wir haben vor kurzem erst in diesen Blättern, veranlaßt durch das damals neu erschienene Buch des Grafen von Dürckheim: „Lili's Bild geschichtlich entworfen“ (Nörd-

lingen, Beck, 1879) das Verhältniß Goethes zu Lili so eingehend dargestellt und dabei seine Briefe an Auguste Stolberg nach dieser Seite hin so erschöpfend benutzt, daß wir hier nicht darauf zurückzukommen brauchen.

Vollständig jedoch erklärt sich nach unserer Meinung der Charakter dieser Briefe nicht aus dem Verhältniß zu Lili. Zum Theil ist er sicherlich auch auf die ganze seltsame Art zurückzuführen, in welcher der briefliche Verkehr mit Auguste eingefädelt und fortgesponnen wurde. Man hat es immer als besonders merkwürdig bezeichnet, daß die beiden Correspondenten einander nie im Leben von Angesicht zu Angesicht gesehen. Aber das ist so wunderbar nicht. Wenn zwei Leute durch reale Interessen mit einander verbunden sind, wenn sie einander positive sachliche Mittheilungen zu machen haben, warum sollten sie nicht jahrelang in einem fruchtbaren Briefwechsel mit einander stehen können, ohne einander zu sehen? Dergleichen kommt im wissenschaftlichen, im kaufmännischen Leben täglich vor. Viel seltsamer ist es, daß Goethe hier nolens volens in einen Briefwechsel mit einem Mädchen hineingezogen wurde, die aus der Ferne für ihn und seine Dichtungen schwärmte, der er aber doch eigentlich nichts zu schreiben hatte. Wäre dem Briefwechsel eine persönliche Begegnung vorausgegangen, als dessen ungezwungene Fortsetzung er hätte gelten können, die Briefe würden gewiß noch ein anderes Gesicht zeigen. So wie sie sind, haben sie etwas unnatürlich forcirtes und zeigen neben andern Qualen auch Spuren der Selbstquälerei, die sie Goethe gekostet haben.

Abgesehen von den auf Lili bezüglichen Herzensergüssen und abgesehen, allerdings von einigen sogleich noch zu erwähnenden Stellen, die sich auf die ganze damalige Entfaltung Goethes beziehen oder auf seine dichterischen Arbeiten hindeuten — was enthalten die Briefe? Gleich im zweiten schreibt er: „Das sag ich Ihnen voraus, daß ich Sie oft mit viel Kleinigkeiten unterhalten werde, wie mir's in Sinn schießt.“ Zwischen dem dritten und vierten hatte Auguste wohl ein Billet ihres Freundes des Gymnasialrectors Ehlers in Altona beigelegt; darauf entschuldigt sich Goethe im vierten Briefe, daß er an Ehlers nicht wieder schreibe: „Ich habe wahrlich nimmer nichts zu sagen, nur ihr Mädchen kriegt mich doch wieder dran.“ Schließlich schlägt er im achten Briefe vom 14. September Gustchen vor: „Will dir so ein Tagbuch schreiben, ist das beste. Thu mir's auch so ich hatte die Briefe und die Erörterungen und Meinungen.“ Dem entspricht denn auch der Inhalt. Die gleichgiltigsten Dinge werden zu Papiere gebracht: er schildert seine aller Augenblicke wechselnde Stimmung und seine fortwährend umspringenden Entschlüsse, skizzirt die Situation, in der er sich gerade befindet, bis herab auf die äußere Beschaffenheit des Zimmers, in dem er sitzt, schreibt aller drei, vier Zeilen, was die Uhr zeigt, wünscht guten Morgen, gesegnete Mahlzeit, guten Abend, gute Nacht, und was der-

gleichen wichtige Dinge mehr sind. Und ob Augustens Briefe viel positiver Inhalt werden gehabt haben? Nach der Seltenheit zu urtheilen, mit der Goethe darauf Bezug nimmt, schwerlich. Gleich im Anfange dankt er ihr einmal „für die Schildrung dein und deines Lebens“, später einmal „für Ihre lebendige Beschreibung alles was Sie umgiebt“; zugleich hat sie sein ungestümes Herz zu beruhigen versucht und ihm eine verständige Auffassung seines Verhältnisses zu Lili an die Hand gegeben — „Dein gut Wort würckte in mir“ schreibt er ihr dagegen. Sonst ist viel von Silhouetten und Schattenrissen die Rede, die nach der Mode der Zeit ausgetauscht werden. In der That, so unbestimmt und adresselos wie an einen Schattenriß gerichtet, nicht wie an eine concrete Persönlichkeit, klingt manches in den Briefen. Es ist so, wie wir sagen: man kannte sich nicht und hatte sich also auch nichts zu schreiben.

Natürlich ist es undenkbar, daß nicht, wie schon angedeutet, trotz dieses Charakters der Briefe im allgemeinen, die ganze damals wunderbar fortschreitende Entfaltung von Goethes Wesen und seine mannigfachen dichterischen Arbeiten darin wiederklingen sollten. Die letzten Frankfurter Jahre vor der Ueberfiedlung nach Weimar sind in dieser Beziehung die inhaltreichsten in Goethes ganzem Leben, und dies gilt auch von dem Jahre 1775 trotz der langen Pause, welche die heinahe dreimonatliche Fluchtreise im Frühjahr und Sommer bezeichnet. Oft abgedruckt und allbekannt ist jener Anfang des zweiten Briefes vom 13. Februar 1775, worin Goethe, von seinem doppelten Costüm, dem Gesellschafts- und dem Alltagscostüm ausgehend, sein Wesen gleichsam in zwei Hälften theilt, in den „Fasnachtsgoethe“, der bald in Gesellschaft, umleuchtet vom Prachtglanze der Wandleuchter und Kronleuchter von ein Paar schönen Augen (Lilis) am Spieltische gehalten wird und von da ins Concert, aus dem Concert auf den Ball eilt, um einer niedlichen Blondine den Hof zu machen, und den andern Goethe, „der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühlen der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherley Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maase auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will.“ Aehnlich schreibt er ein paar Wochen später im März: „Heut war der Tag wunderbar. Habe gezeichnet — eine Scene geschrieben. O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe ich ging zu Grund. Bald schick ich Ihnen eins geschrieben.“ Bei den „Dramas“ ist an „Stella“, an „Erwin und Elmire“ und an „Faust“

zu denken; an allen dreien hat er damals gleichzeitig gearbeitet. Am 17. August schreibt er geradezu: „da ich aufstund war mirs gut, ich machte eine Scene an meinem Faust.“ „Egmont“ scheint erst in den letzten Wochen vor dem Aufbruche nach Weimar ernstlich vorgenommen worden zu sein.

Aber auch an Anklängen an bestimmte Stellen seiner Dichtungen fehlt es nicht, aus denen man schließen kann, daß er sie in jenen Wochen unter den Händen gehabt hat. Gleich aus dem ersten Briefe blickt das Antlitz des Faust und des Prometheus hervor. Die ersten Worte, die er überhaupt an Gustchen richtet, lauten: „Meine Teure — Ich will Ihnen keinen Rahmen geben, denn was sind die Rahmen Freundin Schwester, Geliebte, Braut, Gattin, oder ein Wort das einen Complex von all denen Rahmen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl.“ Wem klängen hierbei nicht die Worte im Ohr, mit denen Faust im Religionsgespräche das ihn katechisirende Gretchen zu beruhigen sucht:

Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,  
 Kenn' es dann, wie du willst,  
 Kenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!  
 Ich habe keinen Namen  
 Dafür! Gefühl ist alles.

Gleich darauf heißt es im Briefe: „Musste er Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht das ihm ähnlich sey, was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unser Gleichniß, uns selbst verdoppelt.“ Wer hörte hier nicht die Worte aus dem Monolog des Prometheus:

Hier sitz' ich, forme Menschen  
 Nach meinem Bilde,  
 Ein Geschlecht, das mir gleich sei.

Am 3. August nach der Rückkehr aus der Schweiz schreibt er: „Unseeliges Schicksaal das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! — Seelig seyd ihr verklärte Spaziergänger, die mit zufriedner Anständiger Vollendung ieden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen, und ihres Tagewercks Göttergleich sich freuen.“ Wer dächte hier nicht an die „Grenzen der Menschheit“ und an die verwandten Ideen über die tragische Doppelnatur des Menschen, die Faust, nachdem er von den glücklichen Spaziergängern in der Scene „Vor dem Thor“ sich getrennt hat, seinem verständnißlosen Famulus entwickelt?\*) Und endlich, wenn er in dem langen Tagebuchbriefe vom September schreibt: „Lass mein Schweigen dir sagen, was keine Worte sagen können“ oder „Mir war's

\*) Die „Grenzen der Menschheit“ sind bis jetzt noch nicht sicher datirt. Sie passen doch wohl am besten in diesen Zusammenhang.

wie einer Ratte die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbaare das ihr in Weeg kommt und ihr innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer“ oder „ich kann von dem Mädegen nicht ab — heut früh regt sich wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen,“ wer hörte da nicht das Studentenlied aus Kuerbachs Keller, und aus der Gartenscene die Worte Fausts an Gretchen:

O schaudre nicht! Laß diesen Blick,  
Laß diesen Händedruck dir sagen,  
Was unaussprechlich ist

und wiederum Gretchens Worte an Faust:

Gesteh' ich's doch! Ich wußte nicht, was sich  
Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte.

Noch einer sehr merkwürdigen Stelle wollen wir gedenken. Es ist bekannt, wie oft und in wie mannichfachen Wendungen Goethe im spätern Leben den Gedanken ausgesprochen hat, daß er sein Lebenlang nicht davon abweichen können, dasjenige, was ihn erfreute oder quälte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, daß also alle seine Dichtungen nur Bruchstücke einer großen Confession (Dichtung und Wahrheit 7. Buch), daß sie alle durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, also recht eigentlich Gelegenheitsgedichte seien (Commentar zur „Harzreise im Winter“, Eckermann's Gespräche I, S. 54). Er wollte damit den durchaus realistischen Ausgangspunkt seiner dichterischen Arbeiten bezeichnen, wie denn auch Merck zu ihm gesagt haben soll: „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, die Imagination zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug.“ Speciell vom „Werther“ erzählt er selbst in „Dichtung und Wahrheit“, daß er sich nach der Niederschrift desselben „wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt“ gefühlt habe. Ganz ähnlich schreibt er nun aber schon im März 1775 an Auguste über die Litteratur, die sich an seinen „Werther“ angehängt hatte, und vor allem über Nicolais „Freuden des jungen Werthers“: „Nimm mir doch nichts an meinem innern Ganzen, rührt und rückt mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind.“ Ist es nicht höchst wunderbar, hier schon den sechsundzwanzigjährigen mit demselben klaren Selbsturtheil über seine dichterischen Erzeugnisse sprechen zu hören wie später den sechzigjährigen?

Als Goethe Anfang November 1775 nach Weimar gegangen war, kam der ohnehin etwas künstlich gepflegte Briefwechsel bald ins Stocken. Zu Grenzboten I. 1881.

dem letzten Briefe an Gustchen aus Frankfurt, den er am 20. Septbr. 1775 begonnen, am 8. October abgebrochen hat, macht er am 22. November in Weimar den Zusatz: „Ich erwarte deine Brüder, o Gustgen! was ist die Zeit alles mit mir vorgegangen. Schon fast vierzehn Tage hier, im Treiben und Weben des Hof's. Adieu bald mehr. Vereint mit unsern Brüdern! Dies Blättel sollst indess haben.“ Aber das „Blättel“ wurde auch jetzt noch nicht abgesandt, sondern erst Anfang December, nachdem die beiden Stolberg in Weimar angelangt waren. Darauf während des lustigen Treibens der ersten Weimarer Monate nicht eine Zeile. Anfang Februar 1776, während ihn die Frage beunruhigte, ob er in Weimar bleiben oder wieder gehen sollte, während zugleich sein Herz in leidenschaftlicher Liebe zu Frau von Stein entbrannte, mochte Gustchen um eine Nachricht gebeten haben. Da tröstet er sie am 11. Februar mit den zwei Zeilen: „Könntest du mein Schweigen verstehen! Liebstes Gustgen! — Ich kann, ich kann nichts sagen!“ Am 10. April, nachdem er die Nachricht erhalten, daß sie schwer krank, dem Tode nahe gewesen, aber nun gerettet sei, sendet er ihr wieder ein paar Worte der Theilnahme. Endlich entschließt er sich am 17. Mai, nachdem Tags zuvor abermals eine Mahnung Gustchens, etwas von sich hören zu lassen, eingetroffen war, zu einem Briestagebuche, das er bis zum 24. Mai weiterspinnet und worin er, ähnlich wie früher in Frankfurt, alle seine Erlebnisse während dieser acht Tage, auch die gleichgiltigsten, zu Papiere bringt. Dieses Tagebuch gewährt mit seinem Detail liebenswürdige Einblicke in das Glück, das er genoß, als er im Frühling 1776 sich in dem vom Herzog ihm überlassenen Gartenhäuschen einrichten und dabei den traulichsten, ungezwungensten Verkehr mit der herzoglichen Familie pflegen konnte, berichtet freilich auch wieder so wichtige Dinge wie am 18. Mai: „ich hab ein Stück kalten Braten gegessen und mit meinem Philipp [dem Diener] von seiner und meiner Welt geschwätzt, war ruhig und bin's und hoffe gut zu schlaffen“ oder am 21. Mai: „früh 6 aufgestanden herrlicher kühler Sonnenmorgen. Arbeiter im Garten. Ein Jäger bringt mir einen iungen Fuchs“ — Aufzeichnungen, bei denen offenbar wieder die Adresse manchmal ganz aus den Augen verloren ist.

Prof. Arndt möchte, indem er eine von Hermann Grimm hingeworfene Idee weiter ausführt, dieses Weimarer Briestagebuch mit dem störenden Zwischenfall in Verbindung bringen, den Anfang Mai 1776 die Einmischung Klopstocks in Goethes Weimarer Existenz herbeigeführt hatte. Klopstock hatte, verleitet durch den thörichten Klatsch, der über das Weimarer Hofleben und über die sittlichen Gefahren, in denen der Herzog und Goethe schweben sollten, zu ihm gedrungen war, am 8. Mai jenen gutgemeinten, aber doch recht unpassend zudringlichen Ermahnungsbrief an Goethe geschrieben, auf welchen dieser ihm

mit der kräftigen Antwort diente: „Verschonem Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts, und machen uns immer ein paar böse Stunden . . . glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Annahmen antworten sollte.“ Zwischen Klopstock und Goethe kam es damit für immer zum Bruche. Der Herausgeber meint nun, offenbar sei in dem Klopstockschen Kreise der Weimarer Klatsch colportirt worden, sei auch Gustchen zu Ohren gekommen, und auch von ihr möchten im Mai, kurz nach Klopstocks Briefe, freundliche Mahnungen bei Goethe eingetroffen sein. Nur so erkläre sich, was er ihr am 16. Mai gleich nach Empfang ihres Briefes schreibt: „Ja Gustgen Morgen fang ich dir ein Journal an! — das ist alles was ich thun kann — denn der Dir nicht schrieb bisher ist immer derselbe.“ Sollte aber wirklich das junge Mädchen gewagt haben, wenn auch noch so zart und vorsichtig, Goethe über diese Dinge zu interpelliren? Es ist schwer zu glauben. Die ganze Combination ist aber auch überflüssig. Die Ankündigung des Weimarer Tagebuchs enthält ja fast genau dieselben Worte wie die, mit denen er früher das Tagebuch aus der Silzeit motivirt hatte: „Will dir so ein Tagbuch schreiben, ist das beste“ und wieder „ich bitte dich schreib mir auch so ein Tagbuch. Das ist das einzige, was die ewige Ferne bezwingt.“ Ist das beste — ist das einzige — ist alles was ich thun kann — ist das nicht stets derselbe Gedanke? Es läuft eben immer wieder darauf hinaus, daß sie einander fremd waren, daß er ihr also vollen Einblick in das, was in seinem Innersten vorging, jetzt in seinem Verhältnisse zum Herzog und zu Frau von Stein eben so wenig gönnen konnte wie damals in seinem Verhältnisse zu Dili, und daß es denn da das bequemste war, einige Momente aus dem äußern Verlaufe des Lebens zu fixiren.

Vollends gelockert wurde die Verbindung der beiden Correspondenten, als im Sommer 1776 sich herausstellte, wie häßlich Fritz Stolberg sich dem Herzog gegenüber betragen. Er hatte, wohl schon zu Anfang des Jahres 1776, versprochen, als Kammerherr in des Herzogs Dienste zu treten und wurde als solcher bereits öffentlich in den Stats aufgeführt. Nur die Erlaubniß hatte er sich ausgebeten, den Sommer noch bei seinen Geschwistern zuzubringen. Durch Klopstocks Einfluß aber wurde er in seinem Entschlusse wieder wankend gemacht und verhandelte thatsächlich im Sommer hinter dem Rücken des Weimarer Hofes über die Annahme einer anderweitigen Stellung. Im August wurde er vom Herzog Friedrich August, dem Fürstbischof zu Lübeck, zum Gefandten und bevollmächtigten Minister am dänischen Hofe ernannt. Hierauf bezieht sich, was Goethe Ende August an Gustchen schreibt: „Und die, die man so behandelt, ist Carl August Herzog zu Sachsen, und dein Goethe Gustgen.“ Kein Wunder, daß der weitere briefliche Verkehr von nun an nur noch mühselig aufrecht er-

halten wurde. Ein paar kurze, unbedeutende Billets fallen noch in den Juli 1777 und in den März 1778; in dem letzten tritt plötzlich statt des wohl mehr dichterisch genialen als wirklich herzlich vertrauten „Du“, das seit dem März 1775 das anfängliche „Sie“ verdrängt hatte, und mit dem Goethe in der Regel schnell bei der Hand war, wieder die frühere formelle Anrede ein. Dann folgt eine Pause von über zwei Jahren. Im Juni 1780 betrachtet er den Faden bereits für abgerissen, denn er schreibt: „Lange hab ich mir vorgefetzt Ihnen etwas zu schicken und zu sagen, es ist aber kein stockigerer Mensch in der Welt als ich wenn ich einmal ins stocken gerathe. Grüßen Sie die Brüder, schreiben mir wieder einmal von sich, und knüpfen Sie wenn Sie mögen den alten Faden wieder an, es ist ia dies sonst ein weiblich Geschäft.“ Das letzte Lebenszeichen, das er ihr giebt — er schreibt ihr von einem Portefeuille, das er auf Atlas für sie habe malen wollen, das aber mißlungen sei — stammt vom 4. März 1782. „Geniesen Sie des Lebens“ — das ist das Abschiedswort, das er ihr zuruft.

Der Wunsch, den Goethe in den Briefen des Jahres 1775 wiederholt ausgesprochen, Gustchen in seinem Leben einmal persönlich zu begegnen, ging nicht in Erfüllung. Nach dem Tode ihrer ältern Schwester Henriette reichte sie am 8. August 1783 dem verwitweten Schwager, dem dänischen Minister Grafen Andreas Peter Bernstorff, die Hand zum Ehebunde. Als sie diesen am 21. Juni 1797 durch den Tod verlor, lebte sie still und zurückgezogen, liebevoll sorgend für ihre Kinder und Geschwister.

Binger hat schon 1839 einen höchst anziehenden Brief mitgetheilt, den seine Frau im Mai 1830 nach einem Abend, den sie in der Nähe von Kiel auf dem Lande bei der Gräfin zugebracht hatte, an ihn geschrieben, und der in der neuen Ausgabe mit Recht wieder abgedruckt ist. Folgendes sind die Hauptstellen daraus. „Sie hat mir immer etwas Rührendes, diese Frau, mit ihren kurzgeschnittenen, silberweißen Löckchen, die noch in großer Fülle aus der eingekniffenen fleckenlosen Haube hervorquellen und ohne Scheitel ihre ganze Stirn umgeben. . . . Die alte Gräfin ist zwar klein, aber doch so würdevoll und edel. Auch gefällt mir das Wesen solcher tieffrommen Frauen, die kindlich Alles glauben, was andern nicht immer so fest in der Seele steht; die so sicher sind, daß ihre Gebeine am jüngsten Tage auferstehen werden, wie die Blumen im Frühling; denen eine Predigt von Harms wie ein Tropfen Manna in der Wüste ist; die sich alle die kleinen Sünden und Leichtfertigkeiten, mit denen wir Weltkinder ein Abfinden versuchen, streng vom Leibe halten; für die es nur ein Gut oder Schlimm, nur ein Fromm oder Gottlos gibt, wie für die Kinder, und die alle die kleinen Nuancen, in denen wir das eine thun, das andere nicht lassen wollen, unbedingt verpöhlen. Dennoch sind solche Frauen milde,

und anstatt zu verunglimpfen, suchen sie zu bekehren, weil es ihnen eine An-  
gelegenheit des Herzens ist, Anderen zu dem Frieden zu verhelfen, den sie selbst  
genießen . . . Meinen Wunsch, von ihr selbst etwas über ihren Briefwechsel  
mit Goethe zu hören, mußte ich aufgeben. Auch wußte ich es nicht recht an-  
zufangen, das Gespräch darauf zu bringen, da Hegewisch sagt, daß sie dieselben  
wie ein Heiligthum aufbewahre und nur ihren vertrautesten Freunden zeige.“

Diese Stellen muß man kennen, um den späten rührenden Nachklang zu  
verstehen, den Goethes Briefwechsel mit Gustchen aus den Jahren 1775—1782  
durch zwei Briefe vom Jahre 1822 fand. Wie mit Elise Schönemann, so ist  
Goethe auch mit Auguste Stolberg nach Jahrzehnten noch einmal in flüchtige  
Berührung gekommen. Frau von Vinzer erzählt in der ersten Auflage der  
Briefe, mit welchem wehmüthigen Antheil Auguste der spätern Entwicklung  
Goethes gefolgt sei. Manches, was er schrieb, erschien ihrem reinen, frommen  
Herzen unfassbar, unverantwortlich, sie gerieth nach und nach in eine förmliche  
Herzensangst um sein Seelenheil, und so entschloß sie sich endlich, nachdem sie  
lange geschwankt zwischen der Furcht, verkannt oder gar verspottet zu werden,  
und der Hoffnung, vielleicht noch eine Sinnesänderung bei ihm zu bewirken,  
zu einem Briefe an ihn. Am 15. October 1822, also nach vierzigjähriger  
Pause, schreibt sie — wir heben auch hier nur einige Stellen heraus —: „Ich  
las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach — Sie waren der  
kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann  
nicht untergehen — diese unsre Freundschaft — die Blüthe unsrer Jugend,  
muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich  
beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder . . . o ich bitte, ich flehe  
Sie lieber Goethe! abzulassen von Allen was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches  
und nicht Gutes hat — Ihren Blick und ihr Herz zum Ewigen zu wenden. —  
Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich oft geschmerzt,  
wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht andern Schaden zu-  
fügen — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist — Bitten Sie um  
höhern Beystand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden. — Ich dachte  
oft ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht mein Herz so gegen den Freund  
meiner Jugend ausgeschüttet hätte — und ich denke ich schlafe ruhiger darum ein,  
wann mein Stündlein schlägt.“ Sie gedenkt dann der Lieben, die alle ihr im  
Tode vorangegangen, und knüpft die Hoffnung daran: „Ich finde sie ja alle  
wieder Eltern, Geschwister, Freunde, Kinder und den geliebten Gatten — So  
gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch  
einst da kennen zu lernen . . . Ich will so lange ich lebe, noch recht für Sie  
beten — Mögten Sie sich darin noch recht mit mir vereinigen — Mein Er-

Löser ist ja auch der Ihrige, es ist auch in keinem andern Heil und Seligkeit zu finden.“

Was für Augen mag der alte Olympier gemacht haben, als er diesen Brief erhielt! Was sollte er darauf erwidern? — „Er hat nicht geschwiegen, er hat nicht gespottet, er hat nicht nachgegeben; aber er hat mit einer Art von Andacht in der Rückerinnerung des früheren Verhältnisses geantwortet, mit einer Liebe, einer Würde, einem freudigen Blick in die Zukunft — daß die ganze Welt, wenn sie diesen Briefwechsel mit verständiger, inniger Aufmerksamkeit liest, ihre Freude an dem herrlichen Manne haben muß, der so groß war — und dabei so gut.“ Mit diesen Worten hat schon 1839 Frau von Vinzer Goethes Erwiderung begleitet, und sie sind noch heute so schön als zutreffend. Die Antwort Goethes auf Auguste Stolbergs letzten Brief ist die Perle des ganzen vorliegenden Büchleins; allein um ihretwillen verdient es zur Hand genommen zu werden.

Auguste Stolberg überlebte Goethe um drei Jahre, erreichte also fast dasselbe Alter wie er; sie starb in Kiel zweiundachtzigjährig am 30. Juni 1835.

\* \* \*



## Kriegführung im Mittelalter.

### 1.

Aufgebot. — Soldverhältnisse. — Stärke und Zusammensetzung der Heere. — Fahnen. — Marschordnung. — Lagerleben. — Kriegsaufartikel.



vor etwa Jahresfrist hatten wir die Freude, den ersten Theil des werthvollen Beitrags zur Culturgeschichte anzuzeigen, den Alwin Schulz in seiner Schilderung des höflichen und ritterlichen Lebens jener Zeit geliefert hat, in welcher die Kreuzzüge spielten, der Kölner Dom in seinen Anfängen sich erhob und die Minnesinger blühten. Kürzlich ist der Abschluß des Werkes mit einem zweiten Bande erfolgt, der, während der erste uns die Fürsten und Ritter auf dem Culminationspunkte des Mittelalters nach ihrer friedlichen Seite zeigte, dieselben